

Rosalie Rendu Faszination eines Lebens

Gebet um die Seligsprechung Von Schwester Rosalie Rendu

Barmherziger Gott,
Du hast im Leben und in den Tugenden Deiner Dienerin Rosalie Rendu Deine Gnade und erbarmende Liebe kundgetan. Du hast in ihr eine so große Liebe zu Christus in den Armen entfacht, so dass sie ihr ganzes Leben in den Dienst der Ärmsten stellte.

Gewähre uns auf die Fürsprache der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, der Königin aller Heiligen, die Gnade, gleich Deiner Dienerin Schwester Rosalie immer auf Dich zu schauen und Gutes zu tun; und wenn es Dein Wille ist, gewähre uns auf ihre Fürsprache jene Erhörungen, die zu ihrer Seligsprechung führen. Der Du lebst und herrschst in alle Ewigkeit. Amen.

Schwester Rosalie Rendu Faszination eines Lebens

Eine wahre Barmherzige Schwester

Mit dem Namen – Rosalie – ein wenig altertümlich, und mit der Kornette im Wind bringt der Anblick dieser Barmherzigen Schwester uns am Beginn des 21. Jahrhunderts eher zum Schmunzeln als zum Erstaunen. Dennoch, erstaunen lässt uns ein Straßenbild im Pariser 13. Bezirk am Place d'Italie. Eine kurze Straße, ein kleiner Platz mit einem großen Blumenbeet, beides trägt ihren Namen, dazu ein Schild mit dem Vermerk: „Sr. Rosalie, eine Schwester von bemerkenswerter Nächstenliebe.“ Wie kommt diese Schwester zu einer Ehre, die man gewöhnlich nur berühmten Persönlichkeiten erweist?

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – nach der großen Revolution – erlebte Frankreich den chaotischen Zustand einer Gesellschaft, die in seltener Heftigkeit um neue Formen eines tragbaren Staatsgebildes kämpfte. Fünf politische Systeme – von Napoleon Bonaparte bis zu Napoleon III. – folgten aufeinander und gegeneinander, und genau in dieser Zeit, von 1802 bis 1856 – führte Schwester Rosalie ihre weit reichenden caritativen Werke aus. Zuerst unscheinbar im Beginn, dann aber – am Ende ihres Lebens, überraschend in ihrer Vielfalt und Durchschlagskraft.

Ganz Paris kannte Schwester Rosalie, Archetyp und Modell einer Barmherzigen Schwester, übrigens all jener Barmherzigen Schwestern, die die Regierungen brauchen zur Absicherung der sozialen Dienste und zur Linderung des Elends.

Sr. Rosalies Leben bedeutet ein halbes Jahrhundert beständiger harter Arbeit, eine außergewöhnliche Kraft der Selbsthingabe im Dienst einer für sie heiligen Sache, denn es

ging darum, Jesus Christus in seinen verletzten, gequälten, erniedrigten Brüdern und Schwestern zu lieben, zu Pflegen, zu heilen, ihnen ihre Würde zurückzugeben.

Man kann den Wert ihrer Persönlichkeit nicht abschätzen, ohne um das Zentrum und den Antrieb ihres ganzen Lebens zu wissen, und das Streben, Jesus Christus ähnlich zu sein.

Und das buchstäblich im Schmutz und Elend eines Pariser Stadtviertels, der rue Mouffetard. Ihrem täglichen Wirken folgen, das führt uns nicht nur in die Spelunken, die Mansarden und Hütten der Armen, sondern auch an die Türen der Besitzenden, der Reichen, die es nach den schlimmsten politischen Wirren immer noch und immer wieder gibt. Schwester Rosalie verstand es, die Reichen zu verständnisvoller Hilfe zu bewegen. Ja, diese Hilfe war eine gewisse Beruhigung ihres Gewissens, gemischt mit Bewunderung solch nie gesehener barmherziger Hilfe und mit der Hoffnung, das ständig brodelnde revolutionäre Aufbegehren des armen Volkes zu dämpfen und Bedingungen eines guten, fruchtbaren Nebeneinanders zu schaffen.

Die Lebensgeschichte der Schwester Rosalie enthält nichts Romanhaftes. Sie ist das Leben einer wahren barmherzigen Schwester.

Die Familie Rendu

Die Heimat der Jeanne-Marie Rendu liegt in den Savoyer Bergen. In einer guten Autostunde erreicht man von der Schweizer Grenze aus das Dorf Confort. Hier wurde Jeanne-Marie Rendu am 9. September 1786 geboren. Rendu: eine weit verzweigte Familie, ein guter Name, eine Reihe kluger Köpfe in einflussreichen Stellungen und ein gewisser Wohlstand im bürgerlich-bäuerlichen Milieu der Familie des Jean-Antoine Rendu und seiner Ehefrau Marie-Anne. Jeanne-Marie war ihr erstes Kind, es folgten noch drei Schwestern.

Pierre ist nicht Pierre

Und alles hätte so friedlich sein können. Vier, fünf Jahre lang blieb das Spiel der Kinder noch unberührt von den Schrecken der Revolution. Aber dann legte sich der unheimliche, bedrohende Schatten von Verfolgung und Tod lähmend auf den Alltag der Menschen und konnte auch vor der kleinen Jeanne-Marie nicht verborgen bleiben. Die Eltern sprachen nicht über all das Unverständliche. Aber Jeanne-Marie beobachtete verhüllte Gestalten in der Dämmerung. Die Eltern öffneten ihnen rasch und schlossen ebenso rasch wieder hinter ihnen die Tür. Raunen und Flüstern in der Nacht! Aber Jeanne wurde beruhigt, musste im Bett bleiben und schlafen. Tagsüber erlebte sie unverständliche Dinge: einen Gärtner, Pierre, mit ernstem, bleichem Gesicht, etwas ungeschickt, schweigsam. Er wurde anders behandelt als die anderen Bediensteten. Bei Tisch fiel seine Zuteilung etwas vorteilhafter aus. Und im Salon – wenn man sich vor fremden Blicken sicher fühlte, - wies man ihm den ersten Platz an. Jeanne wollte Gewissheit haben. Eines Nachts hörte sie wieder verhaltene Stimmen. Sie schlich sich auf die Treppe – trotz Verbot – und sah durch die etwas geöffnete Kellertür Pierre, den Gärtner, im Messgewand vor einem Tisch mit Kerzen und Blumen. Er las die hl. Messe. Viele Menschen drängten sich um ihn in dem engen Raum. Das war das Ende ihrer kindlichen Unbeschwertheit.

Pierre ist nicht Pierre. Warum misstrauten ihr die Eltern? Natürlich konnte sie das Ausmaß all dieser Ereignisse noch nicht begreifen. Sie hätte das alles wohl nicht sehen dürfen. Und warum? Sie schwieg und schmollte innerlich, bis der Tag der kindlichen Rache kam. Jeanne liebte Gerechtigkeit und Wahrheit. Beim Spiel mit den jüngeren Geschwistern beendete sie

hin und wieder Zank und Streit mit einem kurzen Gerichtsspruch, nicht immer zur Freude der Jüngeren. So liefen bei einer solchen Situation einmal die Kleineren schreiend und weinend zur Mutter. Jeanne hatte wieder einmal „kurze fünf“ gemacht. Aber sie sah die Mutter auf der Seite der Jüngeren. In Sekundenschnelle zog sie die kindliche Waffe und drohte der Mutter: „Wenn du mich jetzt strafst, sage ich, das Pierre nicht Pierre ist.“ Die Mutter konnte wohl nicht anders, als dem sechsjährigen Mädchen die schreckliche Situation zu erklären. Pierre war Monseigneur Paget, der Bischof von Genf/Annecy. Wegen seines Widerstandes gegen die Zivil-Konstitution des Klerus hatte er alles zu befürchten. Er hatte den Fluchtweg in Richtung Schweiz genommen, um dann ins italienische Piemont zu gelangen. Die Lazaristen (Vinzentiner) in Turin gewährten ihm später Aufnahme in ihrem Haus, das übrigens aus Vinzenz` Zeiten stammte. In der Zwischenzeit aber – etwa für die Dauer von sechs Monaten bis zur Ankunft in Italien – fand er Gastfreundschaft und Versteck im Hause Rendu, eben als „Pierre“.

Neue Schrecken

Die kleine Jeanne-Marie verstand nur zu gut die Notwendigkeit des absoluten Schweigens und die tödliche Gefahr einer Indiskretion, zumal einige Tage später ihr eigener Verwandter, der Bürgermeister von Annecy, auf dem dortigen Rathausplatz erschossen wurde, weil er die Reliquien des hl. Franz von Sales vor der Verunehrung hatte schützen wollen. Jeanne-Marie sah, wie die Mutter die Hilfesuchenden, Flüchtlinge und Opfer der Revolution, mit allem Notwendigen versorgte, damit sie wenigstens die rettende Schweizer Grenze erreichten. Das Kind lernte nicht nur verteilen, sondern teilen, hergeben, selbst die eigenen kleinen, schönen Besitztümer. Sie tat es ungezwungen, mit erstaunlicher Tapferkeit.

Vision der Zukunft

Nach den Schrecken der Revolution normalisierte sich der Alltag allmählich. Jeanne-Maries schulische Fortbildung sollte weitergeführt werden. Aber da starb der Vater. Jeanne war 10 Jahre alt. Da hieß es zunächst der Mutter in Haus und Hof zur Hand zu gehen. Ihre Cousine Melanie Rendu beschreibt das junge Mädchen als sehr intelligent, bescheiden, von sanftem, gewinnendem Wesen. Mit 14 Jahren bekam sie bereits mehrere Heiratsanträge. Aber Jeanne-Marie zog die längst fällige Schulausbildung vor. Das geschah im Pensionat der Ursulinen in der nahe gelegenen kleinen Stadt Gex. Jeanne-Maries Mutter stand in Verbindung mit einer Barmherzigen Schwester im dortigen Spital. Jeanne-Marie war diesen Schwestern öfters begegnet und drängte immer wieder, ihnen zu helfen bei der Pflege der Kranken und Armen. Schließlich gab ihre Mutter die Erlaubnis dazu. Den Schwestern fiel es nicht schwer, in diesem schon sehr zielbewussten jungen Menschen die keimende Berufung zu einer Dienerin der Armen zu entdecken. Jeanne-Marie fühlte sich unwiderstehlich hingezogen zu den Notleidenden, in dem stillen, geheimnisvollen Wissen um ihre Zukunft.

Die Entscheidung

Ihr ganzes Leben lang blieb sie eine Frau des Gebetes, aber nie fühlte sie sich hingezogen zu einem Leben hinter Klostermauern. Ihr Gebet trachtete immer wieder nach Erfüllung im konkreten barmherzigen Tun. Zeitlebens bereitete sie im Gebet ihr Apostolat vor, um mit Demut und Zärtlichkeit den Brüdern und Schwestern Jesu Christi zu dienen.

Nach ihrer Lehr- und Lernzeit im Hospital von Gex stand ihr Entschluss fest: sie wollte Barmherzige Schwester werden. Sie war erst 16 Jahre alt, Warten lag nicht in ihrem Plan. Und wir stellen uns die Mutter vor, die ihre Älteste in eine fremde Stadt abgeben sollte, um

sie vielleicht nie wieder zu sehen. Die Zustimmung der Mutter, der Abschied – das verlangte von Mutter und Tochter einen starken Glauben, eine feste Hoffnung und eine große Liebe.

Im Novoziat

Anfang Mai des Jahres 1802 brachte die Postkutsche die junge Jeanne-Marie mit noch zwei anderen jungen Frauen nach Paris. Ihre Heimat hat sie nie wieder gesehen. Das genaue Ziel der Reise: die Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in der Rue du vieux Colombier. Die Mutter Rendu hatte ihrer Tochter beim Abschied einen Brief zugesteckt an ihren Taufpaten in Paris, den Sulpizianer-Pater und Ordensobern Herrn Emery, einen Freund der Familie. Er war bereits vorinformiert über das Vorhaben seines Patenkindes Jeanne; und Madame Rendu hoffte nur, der kluge Pater möge der Kleinen ihre Eintrittsgedanken ausreden und sie wieder heimschicken. Aber das Gegenteil geschah. Er unterstützte und bestärkte Jeanne-Marie in ihrem festen Glauben und ihrer Begeisterung. Von Heimkehr konnte keine Rede sein. Pater Emery war es, der Jeanne in das provisorisch eingerichtete Mutterhaus brachte und sie der Generaloberin vorstellte. Jeanne begann also ihr Noviziat. Es war der 25. Mai 1802. Das Mutterhaus diente als vorläufige Bleibe für die Schwestern, die sich nach der Zerstreuung durch die Revolution wieder in Paris einfanden. Das bisherige Mutterhaus gegenüber von St. Lazare und in der Nähe der Kirche St. Laurent war dem Terror der Revolution mit allem Hab und Gut zum Opfer gefallen. Als vorläufiger Ersatz sollte in früheres Waisenhaus dienen, ein dunkles, muffiges Gebäude in der Nähe von Kirche und Kloster St. Sulpice, dem Sitz des Generalsuperiors Emery.

Heute dient das große Gebäude als Zentrale der Feuerwehr, übrigens dem Beruf der Dienerin der Armen gar nicht so unähnlich, in Erinnerung an das Wort des hl. Vinzenz: „Man muss der Not der Armen zur Hilfe eilen wie zum Feuerlöschen.“

Erste Hilfe

Inzwischen war Napoleon erster Konsul geworden, und er brauchte Helferinnen in der ungeheuren Not der Bevölkerung. Er gestattete den Barmherzigen Schwestern – und verfügte – die Eröffnung einer Krankenpflegeschule, nichts anderes als ein Noviziat. Allerdings vermied es Napoleon in all seiner Ausdrucks-Akrobatik, die Krankenpflegeschülerinnen in die Nähe einer religiösen Gemeinschaft zu rücken. Dennoch: sie waren, sie wurden wieder und blieben „einfache und demütige Dienerinnen der Armen und Kranken.“

Jeanne-Marie war eine der ersten Neu-Eintretenden. Sie blieb ein halbes Jahr im Mutterhaus und wurde dann in ein sehr volkreiches Pariser Stadtviertel geschickt, etwa 10 Minuten Fußweg von der Sorbonne entfernt.

In den Schreckensjahren der Revolution waren alle kirchlichen Institutionen aufgelöst worden, die wirtschaftlichen Grundlagen des Staates erschüttert, die Kassen geleert, das Privatvermögen vernichtet, die Armen noch elender gemacht. Aber die kleine Wohnung der Schwestern, die Jeanne-Marie nun aufnehmen sollte, hatte in Winde und Wetter der Ereignisse überlebt; die Schwestern, nun Bürgerinnen, verjagt und wieder zurückgeholt, bedroht und doch geschützt, hatten sich bei der Bevölkerung als einzige, als erste und letzte Hilfe erwiesen. Von allen hoch geschätzt wurden sie nun erst recht in Anspruch genommen als Krankenpflegerinnen und Helferinnen in den tausend Nöten einer sehr schweren Zeit. So wurde auch die kleine Gruppe im Stadtviertel Mouffetard von der Stadt Paris zum Hilfsbüro für die Armen ernannt, zuständig für einen genau umschriebenen Straßbereich, in der Reihe der anderen Hilfsstellen zur Rettung der Bevölkerung.

Napoleon hatte die Stadt Paris in 12 Bezirke (Arrondissements) eingeteilt. Jeder Bezirk wurde nochmals unterteilt in 4 Quartiers, Viertel. Und jedes Viertel erhielt ein Hilfsbüro, einem Wohlfahrtsamt vergleichbar. Die Ämter wurden von Laien geleitet. Aber auf die Anweisung Napoleons hin sollten in jedem Hilfsbüro Barmherzige Schwestern arbeiten. Das waren ja die Leute, die die Arbeit taten. Die Zahl wurde der Bevölkerungsdichte entsprechend vom Innenminister festgelegt. Barmherzige Schwestern waren also über ganz Paris verteilt mit der Aufgabe, unter der Leitung des „Comité“ den armen Kranken und den kleinen Kindern zu helfen, das Comité zu unterstützen bei der Verteilung von Wäsche, Betten, Kleidern, Möbeln und anderem, was nach dem Brauch und dem Anstand nur durch sie, die Schwestern, vermittelt werden kann. Offiziell hieß das Stadtviertel das „Faubourg St. Marceau“, das volkreichste Viertel der Stadt Paris. Wie in keinem anderen Stadtteil lagen die furchtbaren Schäden der Revolutionsjahre so offen: diese unbeschreibliche Armut der Massen in den engen, winkligen Gassen, den verfallenen Häusern, in den niedrigen, düsteren Winkeln, zu feucht, um noch als Stall zu dienen, in den Spelunken des Elends und des Verbrechens, ohne Liebe, ohne Wärme. Hier wusste man den Unruheherd und den Ausgangspunkt für alle Aufstände, Revolutionen. Diese Menschen fanden sich zu Hunderten auf der Liste der Hilfsbedürftigen im Wohlfahrtsbüro. Alles, aber auch alles war neu zu schaffen oder zu reparieren.

Erstaunlich

Die siebzehn Jahre junge Jeanne-Marie Rendu, nun Schwester Rosalie, tauchte mitten hinein in das sie umgebende Meer von Not und Leid. Die Oberin der Gemeinschaft sah mit Freude diese begeisterte junge Schwester. Gott hatte sie ihnen geschickt, und sie ging in dieser Wüste der Trostlosigkeit tapfer ans Werk. In dem kleinen, fast baufälligen Haus der Schwestern, dem neu ernannten Hilfsbüro, wurde eine Armen-Apotheke eröffnet, es entstanden eine Kleiderkammer und eine Schule für arme Kinder. Das war zunächst der Beginn einer Reihe von Einrichtungen, die Schwester Rosalie, später selbst Leiterin geworden, ins Leben rufen sollte.

Zuerst aber war dies für Schwester Rosalie wohl die erste Begegnung mit dem Elend. Ihre Oberin zeigte sich erstaunt über diese junge Schwester. Nie bemerkte sie an ihr auch nur das geringste Zeichen von Ekel, Überdruß, Abneigung. Auch aus den Berichten und Aussagen ihrer Mitschwestern geht Erstaunen und Bewunderung hervor vor so viel Mut und Tapferkeit. So etwas hatte man eigentlich noch nicht gesehen. War das überhaupt normal? Die Oberin im Mutterhaus wollte es genau wissen; und zwar auf folgende Weise: Eines Tages rief die Generalassistentin Schwester Rosalie ins Mutterhaus, und ohne Kommentar ordnete sie an: „Sie bleiben hier!“ Acht Tage arbeitete die junge Schwester im Garten, in der Flickstube mit einem Fleiß, der alle Welt entzückte. Und das alles mit Selbstverständlichkeit und so, als ob sie nur für diese Arbeit bestimmt wäre. Schließlich ließ die Generaloberin sie rufen, und ohne den Kopf zu ihr zu wenden und ihr Schreiben zu unterbrechen, schickte sie fort mit den Worten: „Schwester, gehen sie heim (Rue Mouffetard), Sie sind uns hier im Weg!“ Sie ging also zurück, und blieb dort bis zu ihrem Tod 1856.

Nicht vom Brot allein

Die Arbeit des Hilfsbüros begann mehr als bescheiden. Die Schwestern erhielten eine Liste mit den Namen der Not leidenden Familien, eine sehr lange Liste. Das Hilfsbüro sollte jedem Haushalt im Monat zwei Pfund Brot und für die Kranken ein wenig Fleisch liefern. Im Winter waren einige Bündel Reisig zum Heizen vorgesehen, und alle zwei Jahre bestand Anspruch auf ein Hemd und eine Wolldecke. Die Schwestern wurden beauftragt, die Medikamente zu

verteilen, Schule zu halten, die Kranken zu besuchen und zu pflegen und die anderen Hilfsmittel zu verteilen mit der Unterstützung von Kommissaren und wohlthätigen Damen, insofern die Hilfsmittel überhaupt zur Verfügung standen. Die Verwalter des Hilfsbüros von St. Marceau stellten sehr bald fest, dass niemand die wahre Situation der Armen besser verstand als die junge Schwester Rosalie. Den Grund des Übels erkennen und dann die entsprechende Abhilfe schaffen, in Schwierigkeiten Lösungen finden, immer im Geist wahrer Charite, dass war wohl ihr ganz besonderes Charisma. Die ihr anvertrauten Hilfsaktionen vervielfältigten sich unter ihren Händen. Sie hatte die Gabe, und wir können es ruhig Demut nennen, den Verwaltern und Kommissaren selbst die Freude und die Ehre der guten Taten zu vermitteln bzw. zuzurechnen, so als ob die Herren das alles selber vollbracht hätten. Und sie wurde bald deren unentbehrliche Helferin. Nichts geschah mehr ohne ihren Rat, vielmehr geschah alles durch ihre Hände. Gewiss, es ging um Brot- und Fleischmarken, um Holz, um Kleidung. Aber Trost, Rat und Ermutigung bringen, dazu bedurfte es ganz anderer Hilfe. Schwester Rosalie brachte diese kostbare Hilfe durch ihre Gabe, die tief sitzenden, verborgenen Wunden zu entdecken, die so oft die Ursache von Not und sozialem Elend sind.

Und wenn einer anklopft

Schwester Rosalie gewann mühelos das Vertrauen der Menschen. Ihre Tür war offen für jeden. Selbst als die Krankheit ihre Kräfte raubte und der Arzt strenges Besuchsverbot anordnete, gab sie kaum nach. Eines Tages stürmte ein Hilfesuchender herein und verlangte lautstark, Schwester Rosalie zu sprechen, die mit hohem Fieber zu Bett lag. Die Pfortenschwester erklärte ihm die Lage, aber er polterte und lärmte, bis Schwester Rosalie, zitternd vor Fieber, erschien und Hilfe brachte. Die erstaunte Schwester hatte ja nur die ärztliche Vorschrift befolgt und den polternden Eindringling zurückgewiesen. Schwester Rosalies Antwort war die einfache Erklärung: „Überlassen wir dem Arzt seine Aufgabe. Wir tun die unsere. Der arme Unglückliche hat anderes zu tun als die guten Manieren zu studieren. Wir dürfen uns nicht aufregen über ein paar lebhaftere Worte – und einem groben Äußeren nicht gleich misstrauen. Diese Armen sind gewöhnlich besser als sie scheinen.“ Sie kamen alle mit einer großen Hoffnung, die nicht enttäuscht wurde.

Neues Elend

Wir fragen uns mit Recht – ähnlich wie zu Vinzenz' Zeiten: Woher kommt die Flut von Armen, Elenden, Bettlern, Hungernden? Ein kleiner Exkurs in die Zeit-Situation: Frankreich war auch nach der Revolution vor allem noch ein Agrarland. 70 % der Bevölkerung lebte von der Landwirtschaft. Die Errichtung des Liberalstaates förderte aber die Lage nicht. In den Dörfern war kein Platz und kein Brot mehr für Menschen ohne Arbeit. Ihnen blieb nur die Straße, die Stadt, und dort vergrößerten sie das Heer der Elenden.

Eine völlig neue Armut entstand durch die Industriearbeiter. Angebot und Nachfrage beherrschten die Produktion, für Preise und die Löhne. Ein Tag ohne Arbeit war ein Tag ohne Nahrung. Ein Arbeiter bot sich an um jeden Preis, sie schlugen sich buchstäblich um einen Geldverdienst. Für die Frauen gab es keine große Auswahl. Entweder setzten sie ihre Körperkraft wie ein großes Lasttier ein, oder sie verkauften ihren Körper.

Napoleon brauchte Helfer

In der Zeit solch krasser Not galoppierte seine Majestät, der Kaiser Napoleon, mit fliegenden Fahnen durch Europa und häufte den Ruhm von Schlachtsiegen, Landeroberungen auf seinen bewunderten und gefürchteten Namen, eroberte Königsthronen, versuchte nicht nur Europas Staaten, sondern auch Papst, Kirche, Priester und Orden in die Raster seiner Gesetze zu

pressen. So versuchte er in einem gewissen Schnellverfahren, die Not im eigenen Lande durch gesetzliche Maßnahmen zu regeln. In Paris diente ihm dabei als wichtigste Stütze zur Ausführung dieser Gesetze die Arbeit der Barmherzigen Schwestern und andere Spitalschwestern. Sie aber konnten zunächst wieder unbehelligt arbeiten, wenn auch in Auftrag und Kontrolle des Staates. Allerdings lag eine dieser kaiserlichen Verfügungen völlig quer und stimmt uns heute wohl eher zur Heiterkeit. Napoleon hatte nämlich seine Mutter, Madame Laetitia, zur Generaloberin aller Orden Frankreichs ernannt. Tatsächlich verhalf Madame Laetitia den Barmherzigen Schwestern zu einem etwas geräumigeren Haus für das Noviziat.

Im Jahr 1807 wurde in Paris ein Generalkapitel der verschiedenen Kongregationen abgehalten mit dem Vorsitz von Mutter Laetitia, assistiert von Kardinal Fesch, Erzbischof von Lyon, einem Onkel Napoleons, dem Kirchenminister des Kaiserreiches. Die Lazaristen blieben dabei völlig ausgeschaltet.

Die Arbeit des Hilfsbüros in der Rue Mouffetard und die Lage der Bevölkerung wurden durch all diese Wirkungen aber keinesfalls verbessert.

Um den Preis ihres Lebens

Im Jahre 1825 wurde Sr. Rosalie zur Oberin der kleinen Schwesterngemeinschaft in der Rue Mouffetard ernannt. Was sie in der Zukunft zu erwarten hatte, beschrieb ihr erster Biograph Armand de Melun so: „Der Stand von Sitte und Moral und geistiger Bildung glich dem physischen Zustand der Bevölkerung. Die Religionsausübung war seit Jahren unterdrückt, kaum ein Kind konnte lesen, Frauen erinnerten sich nicht mehr ihrer Gebete. Die Seelen waren arm wie die Körper. Der Weg zu Kirche und Schule musste neu gebahnt werden, genau so wie der Weg zur Arbeit. Eine schwierige Aufgabe, gegen eine solche Situation anzukämpfen. Aber Sr. Rosalie schreckte nicht davor zurück“ (A. de Melun, S 31). Wo sie helfen wollte, kannte sie keine Furcht. So etwa im Jahre 1814 bei der Belagerung von Paris nach dem Sturz von Napoleon. Eine russische Truppe hielt den nahe gelegenen Pferdemarkt besetzt. Dort sollte ein zum Tode verurteilter Soldat hingerichtet werden. Begleitet von einer alten Frau, schlug sich Sr. Rosalie durch das russische Lager hindurch und verlangte den verantwortlichen General zu sprechen. Sie warf sich vor ihm auf die Knie und bat um Gnade für den jungen Mann. Der völlig überraschte Offizier fragte nach: „Sie kennen ihn also, und Sie müssen ihn wohl sehr lieben.“ Ihre Antwort: „Ja, ich liebe ihn, ich liebe ihn wie einen meiner Brüder, die das Blut Jesu Christe erkaufte, und ich bin bereit, mein Leben zu geben um das seine zu retten.“ Und tatsächlich wurde er gerettet.

Der Ruf nach Charité

Der Sieg über Napoleon bescherte Frankreich ein neues politisches Wechselbad. In dieser Zeit der so genannten Restauration wird der Katholizismus zur Staatsreligion erklärt. Die Monarchie aus dem Hause Bourbon und die katholische Religion fühlten sich in ihrem Wohl und Weh gänzlich miteinander verbunden.

Aber – die Arbeitsbedingungen des kleinen Mannes erfuhren keinerlei Besserung, bis die Wut des Volkes – 15 Jahre später – in einer erneuten Revolution zum Ausbruch kam. In der Zwischenzeit aber herrschte die Freiheit der Arbeit, das heißt die Freiheit der Arbeitgeber, die Löhne nach Gutdünken festzusetzen. Das schaffte gefährlichen Zündstoff. Die öffentliche Gesundheitsfürsorge mit ihren Spitälern und Hilfsbüros mussten, dann die Scherben einer Gesellschaft auffangen, die nur vom Gesetz des Nutzens geleitet wurden. Allerdings genügte

diese öffentliche Armenfürsorge bei weitem nicht. Es bedurfte dringend der privaten Hilfe, eben der Charité. Und erstaunlicherweise gab es selten eine Epoche, die reicher an caritativen Hilfswerken aller Art war wie diese Zeit der Restauration und der folgenden Jahrzehnte im 19. Jahrhundert, neben schreiender Armut und sozialer Ungerechtigkeit.

Die Hilfsbüros gaben weiterhin Gutscheine aus für Brot, Fleisch, Bekleidung und Holz. Aber es fehlte an seriöser und systematischer Kontrolle. Die Folgen sind leicht vorstellbar.

Sr. Rosalie war unermüdlich im Stadtviertel unterwegs, um Listen der Armen aufzustellen für die Zuteilung von Hilfsgütern, (Geld oder anderes). Die Leiter des Hilfsbüros vertrauten ihr voll und ganz in den Fragen der gerechten Verteilung, in diesem Meer von Not, Unwissenheit, Unmoral und brodelndem Volkszorn, Zorn vor allem gegen die Reichen, die unter der Monarchie wieder ihre Stimme erhoben und Rückgabe ihrer Güter forderten, die die Revolution ihnen genommen hatte. Und gerade die Reichen wurden Sr. Rosalies großzügigste Wohltäter.

Der Trost des Gebens

Sr. Rosalie hatte inzwischen einen weit reichenden Bekanntheitsgrad erreicht. Die Hilfswerke vermehrten sich unter ihrer Hand, zur Genugtuung der Regierung, zum Erstaunen und zur Beschämung der Reichen. Und – ähnlich wie zu Vinzenz' Zeiten, fanden sich einige reiche Damen ein und bildeten eine lose Hilfsgruppe zur Unterstützung der Schwestern in der Armenbetreuung. Sie taten es mutig, beherrschten ihren natürlichen Widerwillen und brachten viel Segen. Ein Vorteil ihrer barmherzigen Tätigkeit war nicht zuletzt ihr Beispiel für die Welt der Reichen, das dann bei vielen wie ein stiller Vorwurf an ihrem Gewissen nagte.

Unter den treuen Helferinnen finden wir große Damen, wie die Adoptivtochter von Voltaire, Madame de la Villette, die so häufig kam, dass die Pferde von sich aus den Weg fanden; dann die Herzogin von Angouleme. Letztere hatte Sr. Rosalie zu ihrer „Aumoniere“, ihrer Almosenverteilerin erkoren. Niemand verstand es besser als Sr. Rosalie diesen Damen aus Aristokratie und Großbürgertum den Frieden der Seele zu sichern im Bestreben nach Buße und Heiligung. Berühmte Männer aus Adel, Politik, Kirche und Gesellschaft suchten und fanden den Weg zu Sr. Rosalie. Sie kamen mit reichen Gaben und gingen beruhigter und nachdenklicher als zuvor.

Da war der Schriftsteller und Theologe Hugo Felicite La Mennais, einer der beiden Brüder, die Hoffnung und Freude der Kirche jener Tage. Er fühlte sich sehr mit Sr. Rosalies Denken und Wirken verbunden und spendete reichlich für die Armen. Aber später verließ La-Mennais die Kirche, wurde zu Gefängnis verurteilt. Sr. Rosalie besuchte ihn dort. Aber die Gemeinsamkeiten waren gestört. Sr. Rosalie blieb dem Engagement ihrer Jugend treu, zweifelte niemals an den Lehrern der Kirche und ihrer Hirten, schloss sich keiner politischen Strömung an, während der andere in genialer politischer Schau von einem traditionellen Katholizismus ultra-monarchischer Haltung zu einem christlichen Sozialismus hin tendierte. Er wollte Sr. Rosalie nicht wieder sehen. Sie galt ihm als das Symbol jener christlichen Liebe, die die Arbeiter an ihrer Emanzipation hinderte und sie in einem Zustand sozialer Abhängigkeit belässt.

Hilfe zur Selbsthilfe

König Karl X., der Monarch der Restauration, verehrte Sr. Rosalie und vergaß sie nie bei der Verteilung seiner Gaben. Sie erhielt von ihm große Geldgeschenke. – Was tat sie damit?

Sie tat das, was die Hilfsbüros zwar in ihrem Programm führen. Aber weder deren Finanzmittel noch deren Aktivität noch ihr Ideenreichtum reichten zur Durchführung dieser Programme. Sr. Rosalie hatte das längst begriffen und rief Dinge ins Leben, zu denen der Staat sie tatsächlich neidlos beglückwünschte. Sie vergrößerte ihre Schulen, baute immer wieder ein kleines Stück dazu. Sie wusste sehr genau um die Wichtigkeit der Geisteskultur und die Heranbildung des einfachen Volkes, die ja imstande ist, die Moral der Bevölkerung zu beeinflussen. Die Kinder im Stadtviertel Saint-Marceau liefen oft ziellos in den schmutzigen Gassen umher, suchten ihr kindliches Spiel in den schlammigen Abwässern der Straßenrinnen und in den schmierigen Pfützen der Bodenlöcher. In Sr. Rosalies Schulen saßen die Kleinen zwar dicht gedrängt, aber in sauberen, warmen Räumen und erlebten und erlernten eine Welt der Sauberkeit, der Ordnung, vor allem der liebenden Zuwendung. Lesen, Schreiben, Rechnen, die religiösen Wahrheiten, gute, bescheidene Umgangsformen wurden im Verhalten zu den Mitmenschen zu einem Schlüssel, der ihnen die Türen zu einer hoffnungsvollen Zukunft öffnete.

Sr. Rosalies Schulen wurden zum Musterbeispiel einer Pädagogik der Lebensvorbereitung. Der Schulgründung folgte notwendigerweise die Gründung einer so genannten Patronage, ein Sonntagstreffen für junge Lehrlinge und Arbeiterinnen. Das war wohl ihre Erfindung. Die Jugendlichen sollten und durften sich nicht selbst überlassen bleiben in dieser Zeit der Früh-Industrialisierung und des entstehenden Proletariats. Bei Sr. Rosalie und ihren Mitschwestern fanden sie inneren Halt, Orientierung, Fröhlichkeit, Aufmunterung und vielseitige Förderung. Das Werk wurde vielfach nachgeahmt und fand weite Verbreitung.

Straßenkämpfe und Barrikaden

Was Sr. Rosalie mit unnachahmlicher Zähigkeit, Güte und Klugheit aufbaute, war immer in Gefahr, durch politische Wirren zerstört zu werden. Sr. Rosalie erlebte in ihrer Kindheit die Schrecken der großen Revolution. Noch zwei weitere Male entlud sich zu ihren Lebzeiten der jeweils völlig aus den Fugen geratene Volkszorn, vor allem in der Stadt Paris, mit Hunger und Seuchen, Tod und Zerstörung im Gefolge. Das arme Volk war immer der Leid tragende Teil.

Das Regime der Bourbonen – nach Napoleon – brachte wiederum den Volkszorn zum Kochen. Und im Juli 1830 stieg das Volk auf die Barrikaden, um sich endlich mit Gewalt zu holen, was man ihm vorenthielt: geregelte Arbeitszeit und bessere Löhne. Das alles kochte auf dem Untergrund einer antiklerikalen Strömung. Drei Monate nach der Übertragung der Reliquien des hl. Vinzenz in das neue St. Lazarus brach der blutige Aufstand los. Katharina Labouré hatte ihn vorausgesehen.

Am Tag vor dem Ausbruch der Straßenkämpfe verteilte Sr. Rosalie wiederum die Gutscheine für Nahrung und Kleidung, wie das Hilfsbüro es weiterhin vorsah. Aber einer der Arbeiter lehnte die Marken mit stolzem Lächeln ab und verkündete lautstark: „Schwester, das brauchen wir nicht mehr. Morgen plündern wir das Haus vom Erzbischof. Da gibt es genügend für alle.“ Sr. Rosalie reagierte schnell. Sie schickte Boten zum Erzbischof – es war Monseigneur de Quelen – und bot ihm ihr Haus als Versteck und Refugium an. Monseigneur de Quelen kam tatsächlich im Schutz der Dunkelheit und fand Unterkunft bei den Schwestern, während sein Palais geplündert wurde.

Sr. Rosalie kämpfte in dieser „Juli-Revolution“ von 1830 mit allen Mitteln gegen das Aufbrausen der politischen Leidenschaft in ihrem Stadtviertel. Durch ihre unparteiische Güte hatte sie eine sehr große Popularität gewonnen. Der Aufstand der Bevölkerung richtete sich

nie gegen ihr Haus. Die Regierung wusste um die Macht dieser Frau und betrachtete ihr Dazwischentreten als das sicherste Mittel zur Dämpfung des Volkszorns. Das gelang ihr zwar nur unter größten Gefahren. Bewaffnete Männer errichteten Barrikaden, schrieten und schossen. Soldaten zogen gegen sie auf und nahmen gefangen, wen sie erwischten. Und Sr. Rosalie warf sich dazwischen. Sie stieg auf die Barrikaden und versuchte die Kampfahne zu trennen. „Hier wird nicht getötet!“ schrie sie laut in das Getümmel hinein, „seit Jahren habe ich mein Leben für Euch eingesetzt, für Eure Frauen, Eure Kinder, und nun fordere ich Euch auf, diesen Mann hier leben zu lassen.“ Es war ein Armer aus ihrem Bezirk. Den Aufständischen schnürte es die Kehle zu. Gegen Schwester Rosalie war keine Schlacht zu gewinnen.

Eine völlig neue Hilfsform

Die traurigen Folgen solcher Aufstände fielen erneut in die Zuständigkeit der Sr. Rosalie. Da gab es wieder viele Waisenkinder, Säuglinge, Kleinkinder, und Sr. Rosalie eröffnete eine Kinderkrippe, ein Waisenhaus, eine regelmäßige Armenspeisung und schließlich ein Heim für hilflose betagte Menschen. Zu alledem reichten auch die hilfreichen Hände ihrer Mitschwestern nicht aus. Sie lud die Lehrlinge und jungen Frauen ein, in ihrer freien Zeit den Notleidenden Hilfe zu bringen. Die Charite, die tätige Nächstenliebe, hatte gezündet und angesteckt.

Nach der Juli-Revolution befand sich das Stadtviertel Mouffetard erneut in jammervollem Zustand. Mühsam Aufgebautes lag in Trümmern. Die Menschen litten Hunger. Schließlich entschloss die Stadt sich zur Unterstützung der Hungernden; aber die Hilfe erreichte den Falschen, wenn sie nicht klug organisiert würde. Unter der Inspiration der Sr. Rosalie korrigierten die Verantwortlichen ihre früheren Irrtümer in diesem Bereich, nämlich: nicht Strafe, sondern Großzügigkeit, nicht Rache, sondern Beruhigung und Versöhnung. Hier tat sich die Notwendigkeit einer breit angelegten Volkserziehung auf. Erziehung durch helfende Ideen, positive Motivation, tatkräftigen Aufbau. Sr. Rosalie fand Helfer, zunächst die jungen Frauen ihrer Charite-Gruppen, dann aber trat eine völlig neue Hilfsform in Erscheinung, und zwar in der Person junger Studenten der nahe gelegenen Universität, der Sorbonne.

Die Vinzenzkonferenz

Zu allem Unglück war auch noch die Cholera ausgebrochen und richtete unbeschreibliche Verheerungen an. Da standen sie, eine ganze Reihe junger, edler Menschen mit Verstand und Herz und mit dem kühnen Mut, sich den Schrecken der Seuche entgegen zu werfen. Sie stellten sich Sr. Rosalie zur Verfügung und wurden für die Kranken die „Brüder der Charite“. Ihr Eifer beschränkte sich nicht nur auf die Stadt Paris. Sr. Rosalie war um Hilfe gebeten worden für die Pflege der Cholerakranken in den Industriegebieten im weiten Umkreis der Stadt. Sie bat einige dieser mutigen jungen Männer um Hilfe, und sie brachten und taten alles, was sie aufbieten konnten zur Rettung der Kranken und Verzweifelnden. Eine erstaunliche Hilfs-Truppe! Es waren die Mitglieder einer gerade gegründeten Konferenz der Charite, die sich, motiviert durch die Arbeit mit der Vinzenzschwester Rosalie, dann umbenannte in Vinzenzkonferenz. Ihr Begründer: **Frédéric Ozanam**, ebenfalls Student, später Professor an der Sorbonne.

Dort, an der Pariser Universität, hatte sich im Wirrwarr neuer Ideen und Programme eine Gruppe von Studenten zusammengetan. Sie studierten und diskutierten vor allem die Geschichte der katholischen Kirche, denn gerade hatten katholische Schriftsteller und Prediger die so arg geschundenen religiösen Gefühle der Bevölkerung wieder neu zu beleben

versucht. Eine neue Begeisterung ging vor allem durch die Reihen der Intellektuellen und eine neue Kampf Stimmung gegen die Angriffe der Spötter, im Sinne von Saint-Simon und Proudhon. Ozanam und seine Freunde lebten in neuer Begeisterung den Geist des Evangeliums. Sie stellten neu aufkommenden sozialistisch – kommunistischen Ideen und ihren Fürsprechern die christliche Barmherzigkeit entgegen. Im engen Büro der Sr. Rosalie orientierte das Kommen und Gehen der Studenten bei den Armen. Die Studenten brachten neben materieller Hilfe aber auch einen Hauch ihrer eigenen Kultur, ihrer Fröhlichkeit, immer in wohlzogener Zurückhaltung und Bescheidenheit.

Viele hatten es ja längst geübt und wurden durch Sr. Rosalie mehr und mehr mit dem Geist vinzentinischer Caritas vertraut. Sr. Rosalie stellte ihre ganze Erfahrung in den Dienst dieser hochherzigen Studenten, die ihrerseits mit großer Dankbarkeit antworteten und vielfach bis zum Tod der Schwester mit ihr in Verbindung standen. Einige unter ihnen waren häufig im Büro der Schwester am Schreibtisch anzutreffen als ihre freiwilligen Sekretäre für die umfangreiche Korrespondenz. Es ging ja um ungezählte Hilfsaktionen auch in Zusammenarbeit mit Ozanam.

Folgenschwerer Mut

Sr. Rosalie selbst blieb ihr ganzes Leben im Stadtviertel Mouffetard. Ihr Ruf blieb natürlich den Oberen im Mutterhaus- inzwischen in der Rue du Bac – nicht verborgen, erst recht nicht den weltlichen Behörden. Überrascht, zum Teil beschämt erkannten sie oft die Nutzlosigkeit bloßer Polizeimaßnahmen gegen die arme Bevölkerung und überließen still abwartend der Schwester die Regelung des Konflikts mit den Mitteln ihrer ganz speziellen Pädagogik. So auch im Jahr 1848, bei der dritten Revolution, die Sr. Rosalie erlebte. Die Aufstände dauerten ein halbes Jahr. Aufständische und Regierungstreue hatten tausende von Toten zu beklagen, bis sich Erzbischof Affre zu einem mutigen und folgenschweren Schritt entschloss. Er erbat einen Geleitbrief vom General Cavaignac, um die Rebellen auf den Barrikaden zu beschwichtigen und ihnen Amnestie zu versprechen, wenn die die Waffen niederlegten. Er wurde mit Hohngelächter empfangen und nach kurzer Diskussion erschossen. Übrigens sind seine beiden Nachfolger, 1857 und 1871, ebenfalls von der wütenden Menge umgebracht worden.

Sr. Rosalie indessen erstieg voll Zorn über die Schießerei die hohe Barrikade in ihrer Nähe um die Wütenden zu dämpfen. Sie kannte ja fast alle. Ihre Tapferkeit blieb legendär. Und ihre Barmherzigkeit nicht weniger, denn die Verwundeten, ob Freund oder Feind, fanden sich in ihrem Haus wieder unter den guten Händen ihrer Mitschwestern. Vielen hatte sie das Leben gerettet. Auf den Dank der Beteiligten sagte sie nur: „Ich diene Gott. Von ihm erwarte ich meinen Lohn“.

Überraschender Lohn

Nach diesem schlimmen Bürgeraufstand erhielt sie den Besuch einer Gruppe von Polizisten. Schnell erklärten die Beamten, ihr Besuch sei lediglich eine Formsache. Sie müssten Waffen konfiszieren, aber natürlich hätte Sr. Rosalie ja keine Gewehre und Säbel im Haus. „Oh, Sie irren, meine Herren!“ war die Antwort, „Wir haben sogar viele“, und dann übergab sie den verblüfften Herren eine große Menge Säbel, Gewehre und Pistolen, aufgehäuft in einem verschlossenen Raum ihres Hauses. Die Erklärung: „Das sind die Waffen der Männer, die sich in unser Haus geflüchtet haben. Ich selbst habe den Männern diese Waffen entrisen, damit das Töten endlich aufhörte. Hier sind sie!“ Erstaunen, Schmunzeln, Dankbarkeit, Bewunderung – auch auf Seiten der Regierung. Solches Tun verdient mehr als nur einen einfachen Dank. Ein großer Bericht über die Taten der Sr. Rosalie wurde dem Prinzen Louis-Napoleon vorgelegt, dem späteren Kaiser Napoleon III. Seine Reaktion: „Diese einfache Frau

ist eine Einmaligkeit. Wir werden ihr das Kreuz der Ehrenlegion verleihen.“ Sr. Rosalie war entsetzt. Ihre Reaktion: „Eine Schande! Ganz Paris würde über uns lachen. Ich diene Gott, von Ihm erwarte ich alles.“ Aber ihr Sträuben war nutzlos. Der Herr Generalsuperior in der Rue de Sevres ließ sie wissen, sie möge kein Aufhebens darüber machen und diese Herren ordentlich empfangen. Das ganze Stadtviertel jubelte vor Begeisterung. Die Leute veranstalteten auf ihre Art ein Fest, um die Ehrung ihrer geliebten Sr. Rosalie gebührend zu begießen.

Letzte Krankheit

Sr. Rosalie selbst blieb still. Sie hatte alle Kraft hingegeben, von einer außerordentlichen inneren Stärke gehalten und angetrieben. Nun stand ihr ein letztes großes Opfer bevor. Es war der Verlust ihres Augenlichtes. Sehr rasch schritt eine Augenkrankheit voran, die schließlich zur völligen Erblindung führte. Gott hatte sie Licht und Hoffnung sein lassen, einem ganzen Stadtviertel und ungezählten Menschen über die engen Stadtgrenzen hinaus. Helfende Liebe, Barmherzigkeit verschenkte die Tochter des Heiligen Vinzenz von Paul mit vollen Händen, ihrem eigenen Ausspruch gemäß: **„Eine Barmherzige Schwester muss wie ein Meilenstein am Weg sein, auf den jeder seine Last ablegen kann.“**

Sr. Rosalie starb am 7. Februar 1856. Am Tag ihres Begräbnisses stand die Arbeit im Stadtviertel still. Eine riesige Prozession folgte dem einfachen Sarg auf den Friedhof Montparnasse. Dort finden wir ihr Grab immer mit Blumen geschmückt. Das Grabkreuz trägt die Inschrift, die ihre ungezählten Freunde anbringen ließen:

**Der guten Mutter
Schwester Rosalie
ihre dankbaren Freunde
die Armen und die Reichen**
Sr. Alfonsa Richartz

*Gott zu lieben genügt nicht.
Man muss auch dafür sorgen
dass andere ihn lieben.*

*Das Werk unseres Herrn
wird nicht sosehr getan
durch die Menge der Arbeiter,
sondern vielmehr
durch die Treue der Wenigen,
die er beruft.*

Frédéric Ozanam –

Verfechter der Wahrheit und Kämpfer für die soziale Gerechtigkeit

Am 22. August 1997 wurde der Gründer der Vinzenzkonferenzen, Frédéric Ozanam, von Papst Johannes Paul II. in der Pariser Kathedrale Notre-Dame selig gesprochen. Bei seinem Werk hatte Ozanam wegweisende Hilfe durch Schwester Rosalie Rendu erfahren.

Frédéric Ozanam wurde am 23. April 1813 als fünftes Kind des Arztes Jean-Antoine Ozanam und der Marie Nantes in Mailand geboren. Sein Vater stammte aus Boulogne (Frankreich) und hatte sich als praktischer Arzt in Mailand niedergelassen. Doch nach dem Sturz Napoleons und dem Übergang von Mailand an Österreich kehrte er mit seiner Familie nach Lyon, der Heimat seiner Frau, zurück. Trotz allen Anfechtungen der Zeit, es war der Beginn des industriellen Frühkapitalismus, wurde in Ozanams Familie der christliche Glaube mit großer Selbstverständlichkeit gelebt. Die Menschen in Lyon waren erschüttert und geprägt von den revolutionären Umwälzungen und dem raschen Anstieg der Massenarmut. Vater Ozanam wurde bald als Armenarzt bekannt und pflegte ein Drittel seiner Patienten kostenlos und auch die Mutter zeichnete sich durch eine besondere Liebe zu den Armen aus.

Frédéric Ozanam war ein ungewöhnlich begabter, brillanter Student. Sehr jung kam er zum Studium nach Paris an die Sorbonne. Er bestand das Agregation-Examen als Bester. Schon in seiner Studienzeit, im Alter von zwanzig Jahren, griff er die Gedanken des heiligen Vinzenz von Paul auf und gründete am 23. April 1833 eine caritative studentische Konferenz, die etwas später den Namen Vinzenz-Konferenz annahm. Dieser ersten Konferenz gehörten sechs Studenten an: fünf Juristen und ein Mediziner.

Die Konferenz war schlicht strukturiert. Es galt: „das Augenmerk auf den Dienst Gottes in der Person der Armen zu richten“, sie in ihren Wohnungen aufzusuchen und auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Wöchentlich kamen sie zusammen, um Gedanken und Erfahrungen auszutauschen, gemeinsam zu beten und unter sich Geld für die Armen zu sammeln. Ihre Mitteln waren beschränkt: Erspartes von ihrem Taschengeld, oder von Verwandten und Freunden, später kamen Zuwendungen von reichen Gönnern hinzu. Schwester Rosalie Rendu bestärkte die jungen Menschen in ihren Vorhaben. Aus ihrer langjährigen Erfahrung im Armendienst gab sie ihnen gute Tipps für den Umgang mit den Armen und unterstützte die Unternehmungen der Studenten mit Rat und Tat.

Durch einen großen, lebenslangen Einsatz gelang es Ozanam und seinen Freunden, die christliche Liebe und Hilfe, für den Not leidenden Nächsten wieder als allgemeine christliche und gesellschaftliche Aufgabe ins Bewusstsein seiner Zeit zu rufen. Als Frédéric Ozanam am Fest Maria Geburt, am 8. September 1853 starb, gab es bereits dreitausend Konferenzen in vierundzwanzig Ländern.

Heute engagieren sich über eine Million Frauen und Männer in fast 50.000 Vinzenzkonferenzen in 132 Ländern der Welt für Menschen in Not, für Opfer von Elend und Armut, Ausbeutung, Rassismus, Isolation und Gewalt.

Willst Du meine Hände

Willst Du meine Hände Gott,
den ganzen Tag über denen zu helfen,
die es nötig haben, den Kranken und Armen....
Gott, ich gebe Dir meine Hände.

Willst Du meine Füße, den ganzen Tag,
jeden Tag, zu denen zu gehen,
die einen Freund nötig haben...
Gott, ich gebe Dir heute meine Füße.

Willst Du meine Stimme, Gott,
den ganzen Tag über zu allen zu sprechen,
die Deine Worte der Liebe brauchen....
Gott, ich gebe Dir heute meine Stimme.

Willst Du mein Herz, Gott,
den ganzen Tag lang,
um alle ohne Ausnahme zu lieben...
Gott, ich gebe Dir heute mein Herz.

Herr Jesus,
ich will Dich preisen,
solange ich hier unterwegs bin.
Erde und Meer und Himmel mögen in mein Lied
Einstimmen Herr Jesus,
ich will Dich preisen,
solange ich unterwegs bin.

Mutter Teresa von Kalkutta